Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 72 (1992)
Heft: 7-8

Buchbesprechung: Das Buch
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Das Buch

Fundgruben

Die deutsche Sprache gewinnt wie die Deutsche Mark in den Staaten des ehemaligen Ostblocks an Bedeutung. Dies könnte für die Deutschsprechenden ein Anlass sein, sich kritisch mit ihrer eigenen Sprache auseinanderzusetzen. Eine beinahe unerschöpfliche Fundgrube für Reflexionen über unsere Sprache ist das Werk von *Karl Kraus*[1]. Im zweiten Band der Werkausgabe des Kösel-Verlags sind vielfältige Aufsätze aus der *«Fakkel»* abgedruckt, die zwischen 1915 und 1932 geschrieben worden sind. Der letzte Aufsatz mit dem Titel *«Sprache»*, der auch als Obertitel über den Sammelband gesetzt worden ist, zeugt vom moralischen Anliegen des Autors, das jenseits des *«greifbar Nutzhaften»* liegt. Kraus appelliert eindringlich an jene geistige Disziplin im Umgang mit der Sprache, die gegenüber *«dem einzigen, was ungestraft verletzt werden kann, der Sprache, das höchste Mass einer Verantwortung festsetzt und wie keine andere geeignet ist, den Respekt vor jeglichem andern Lebensgut zu lehren. Wäre denn eine stärkere Sicherung im Moralischen vorstellbar als der sprachliche Zweifel? Hätte er denn nicht vor allem materiellen Wunsch den Anspruch, des Gedankens Vater zu sein? Alles Sprechen und Schreiben von heute, auch das der Fachmänner, hat als der Inbegriff leichtfertiger Entscheidung die Sprache zum Wegwurf einer Zeit gemacht, die ihr Geschehen und Erleben, ihr Sein und Gelten, der Zeitung abnimmt. Der Zweifel als die grosse moralische Gabe, die der Mensch der Sprache verdanken könnte und bis heute verschmäht hat, wäre die rettende Hemmung eines Fortschritts, der mit vollkommener Sicherheit zu dem Ende einer Zivilisation führt, der er zu dienen wähnt. Und es ist, als hätte das Fatum jene Menschheit, die deutsch zu sprechen glaubt, für den Segen gedankenreichster Sprache bestraft mit dem Fluch, ausserhalb ihrer zu leben; zu denken, nachdem sie sie gesprochen, zu handeln, ehe sie sie befragt hat. Von dem Vorzug dieser Sprache, aus allen Zweifeln zu bestehen, die zwischen ihren Wörtern Raum haben, machen ihre Sprecher keinen Gebrauch. Welch ein Stil des Lebens möchte sich entwickeln, wenn der Deutsche keiner andern Ordonnanz gehorsamte als der der Sprache!*

Nichts wäre törichter, als zu vermuten, es sei ein ästhetisches Bedürfnis, das mit der Erstrebung sprachlicher Vollkommenheit geweckt oder befriedigt werden will. Derlei wäre kraft der tiefen Besonderheit dieser Sprache gar nicht möglich, die es vor ihren Sprechern voraus hat, sich nicht beherrschen zu lassen. Mit der stets drohenden Gewalt eines vulkanischen Bodens bäumt sie sich dagegen auf...

Den Rätseln ihrer Regeln, den Plänen ihrer Gefahren nahezukommen, ist ein besserer Wahn als der, sie beherrschen zu können. Abgründe dort sehen zu lehren, wo Gemeinplätze sind – das wäre die pädagogische Aufgabe an einer in Sünden erwachsenen Nation; wäre Erlösung der Lebensgüter aus den Banden des Journalismus und aus den Fängen der Politik. Geistig beschäftigt sein – mehr durch die Sprache gewährt als von allen Wissenschaften, die sich ihrer bedienen –

ist jene Erschwerung des Lebens, die andere Lasten erleichtert. Lohnend durch das Nichtzuendekommen an einer Unendlichkeit, die jeder hat und zu der keinem der Zugang verwehrt ist. ‹Volk der Dichter und Denker›: seine Sprache vermag es, den Besitzfall zum Zeugefall zu erhöhen, das Haben zum Sein. Denn grösser als die Möglichkeit, in ihr zu denken, wäre keine Phantasie. Was dieser sonst erschlossen bleibt, ist die Vorstellung eines Ausserhalb, das die Fülle entbehrten Glückes umfasst: Entschädigung an Seele und Sinnen, die sie doch verkürzt. Die Sprache ist die einzige Chimäre, deren Trugkraft ohne Ende ist, die Unerschöpflichkeit, an der das Leben nicht verarmt. Der Mensch lerne, ihr zu dienen!»

Karl Kraus ist beim Erlernen dieses Dienstes gewiss ein guter Lehrmeister, aber was gibt es für Lehrmittel? Die Benutzung von Lexika und Wörterbüchern gilt in der wissenschaftlichen Publizistik als unfein und als ungebildet. Zu Unrecht. Sie sind Fundgruben für alle, die der Lösung eines Problems über die disziplinierte Erfassung von Wortbedeutungen und über ein durch Zweifel kontrolliertes Vertrauen in die Sprache näher kommen wollen. Ein unschätzbares Hilfsmittel sind dabei Wörterbücher, welche die Bedeutungsgeschichte des Wortschatzes erschliessen. Zwei einbändige Werke mit grosser Tradition sind für den Laien greifbar und in neueren Auflagen auch erschwinglich: das Deutsche Wörterbuch von *Hermann Paul* und das Etymologische Wörterbuch der deutschen Sprache von *Friedrich Kluge*[2].

Machen wir eine Probe aufs Exempel. Drei Schlüsselwörter für menschliches Glück beginnen in der deutschen Sprache mit den Konsonanten Fr: Freiheit, Friede und Freude. Gibt es da sprachgeschichtliche Zusammenhänge? Im *Paul* findet sich dazu folgendes: *«frei», althochdeutsch / mittelhochdeutsch frī, gemeingermanisch; zu einer weitverbreiteten Wurzel, deren ursprüngliche Bedeutung «lieb, lieben» gewesen ist, dazu auch freien, Freund, Friede, Friedhof.*

(Allein schon diese Vierergruppe ergäbe Stoff zu einem Essay, zu einem Gedicht oder zu einem Roman.)

Weiter folgt der Hinweis auf *Frei-* in *Freitag,* was wieder auf die Bedeutung «lieb» verweist. *Daraus folgt im Germanischen wie Keltischen die Bedeutung «zur eigenen Sippe gehörig, frei» als Gegensatz zu den verschiedenen Arten der Unfreien, unter die auch die Kriegsgefangenen fielen.* (Nun wären die Politologen und die Polit-Psychologen zur Deutung und zu hochaktuellen Kommentaren herausgefordert...)

Frei bedeutet nach *Paul* weiterhin *«unabhängig von einem Souverän» (Freistaat, freie Stadt), noch allgemeiner Abwesenheit eines Zwanges, positiv, freier Wille, von freien Stücken, aus freier Hand, freie Verfügung, freigebig, im Lied die Gedanken sind frei...*

Im *Kluge* wird *frī* auf germanisch *frija* zurückgeführt. *Zu diesem germanischen Wort stimmt genau kymrisch (walisisch) rhydd, frei, das wegen seines Lautstands urverwandt sein muss. Mit dieser Übereinstimmung setzen sich das Germanische und das Kymrische von den übrigen Sprachen ab, in denen prijo- ursprünglich «eigen», dann «vertraut», «lieb» bedeutet. Die Bedeutung «eigen» (...) zu «nahe bei» (= das was bei mir ist), auch das Primärverb altindisch prīnáti «erfreut», «geniesst» muss ursprünglich lokale Bedeutung gehabt haben. Die Bedeutung «frei» entwickelt sich aus «eigen» vermutlich in Wendungen «die eigenen Kinder»* und verweist auf das Erbrecht. Dass «Freiheit» – auch rein

sprachlich – mit «Frieden» zusammenhängt ist keine überraschende, aber doch eine bemerkenswerte Feststellung. Die Verknüpfung mit den Bedeutungen von «eigen», d. h. mit dem Eigentum an der eigene Person ist auch philosophisch höchst relevant. Freiheit ist also auch sprachgeschichtlich im Umfeld der zivilrechtlichen Institutionen des Personenrechts und des Sachenrechts angesiedelt, und überraschenderweise wird auch auf das Erbrecht verwiesen: Freiheit als Fähigkeit zu erben und zu vererben – eine im Zusammenhang mit dem Prinzip des *«sustainable development»* hochaktuelle Deutung... Dass der Freiheitsbegriff rein sprachgeschichtlich mit der Verbindung zur Bedeutung «lieb» «lieben» durchaus «sozial gebunden» wird, ist ebenfalls eine wichtige Feststellung. «Liebe» bedarf allerdings des Eigentums an der eigenen Person, denn nur was einem gehört, kann schliesslich freiwillig verschenkt werden...

Unter *Friede(n)* verweist *Kluge* auf den Zusammenhang mit «frei». Friede müsste demnach ungefähr *das Beieinandersein im Sinne von «das gegenseitige Behandeln wie innerhalb der Sippe»* sein. *Paul* unterscheidet fünf verschiedene Bedeutungen von Frieden; *Waffenruhe zwischen zwei Gegnern; dem Krieg entgegengesetzter Zustand; die Herstellung des dem Krieg entgegengesetzten Zustands, den Vertrag darüber; Gegensatz zu Zank und Streit; Gegensatz zu innerer Beunruhigung.*

Das Wort Freude steht sprachgeschichtlich in keinem Zusammenhang mit «Friede» und «Freiheit». Es wird nach *Paul* und *Kluge* mit «froh» in Verbindung gebracht. Kluge stellt eine Verbindung her mit altnordisch *frár*, schnell. *Letzteres ist wohl die Ausgangsbedeutung, doch fehlen sichere aussergermanische Vergleichsmöglichkeiten.*

Als weitere Fundgrube für Reflexionen über Begriffe wie «Freiheit», «Friede» und «Freude» bieten sich die Wörterbücher der Philosophie an. Im Jahre 1991 ist ein handliches einbändiges *Philosophielexikon* erschienen[3]. Es handelt sich um eine Übersetzung der dänischen Originalausgabe, welche im Hinblick auf die deutschsprachige Leserschaft überarbeitet und durch neue Artikel ergänzt worden ist. Im Vorwort wird die besondere Berücksichtigung des angelsächsischen Kulturkreises erwähnt. Darin liegt die grosse Stärke dieses Bandes: ein Gegengewicht zu den Einführungen in die Philosophie, die ein Schwergewicht bei der Antike, und bei den französischen Rationalisten und den deutschen Idealisten setzen und die angelsächsischen Empiriker, die auch heute – und gerade heute – so vieles zu sagen haben, nur am Rande erwähnen... Unter dem Stichwort «Freiheit» wird der Fatalismus dem Determinismus und dieser dem Indeterminismus gegenübergestellt. *Jaspers* hat in Anlehnung an *Kierkegaard, Heidegger* und *Sartre* alle drei Ansätze verworfen und dem Menschen als freiem Subjekt die Fähigkeit zugebilligt, alle Gegenständlichkeit zu überschreiten. Der Begriff «Friede» hat in diesem Lexikon, das neben Begriffen auch Kurzbiographien der wichtigsten Philosophen enthält, kein eigenes Stichwort erhalten.

Das umfassendste deutschsprachige *Wörterbuch der Philosophie* ist eine mehrbändig angelegte Neubearbeitung des berühmten *Wörterbuchs der philosophischen Begriffe* von *Rudolf Eisler,* (4. Aufl. 1927–30). *«Es nimmt die Philosophie beim Wort, indem es in alphabetischer Folge die Bedeutung und den Gebrauch der Ausdrücke erläutert, in denen die Philosophen ihre Fragen und Antworten aussprechen».* Die Neubearbei-

tung wird bei *Schwabe* in Basel verlegt, seit 1971 sind 7 Bände erschienen, zuletzt der Band P–Q[4]. Das hier spielerisch getestete Stichwort «Freiheit» wird von *Robert Spaemann* auf gut 17 doppelspaltigen Seiten begriffs- und ideengeschichtlich umfassend abgehandelt. Auch dem Stichwort «Friede» und «Friedensforschung» sind Beiträge gewidmet. Einleitend wird dort folgendes festgestellt: *«In seiner philosophischen Bedeutung erst seit kurzem, in seinem Hang als Prinzip des Denkens und Handelns noch kaum wahrgenommen, gilt Friede gleichwohl von den Anfängen der Geistesgeschichte an als fundamentales Menschheitsproblem, das als solches wiederholt zum Gegenstand thematischer Reflexion wurde. Wie bei kaum einem andern Motiv wirkten dabei ausserphilosophische, insbesondere theologische Antriebe mit.»* Die Kennzeichnung als «Fundgrube» trifft bei diesem mehrbändigen Werk im besten Sinne zu. Wer sich suchend hineinwagt, muss allerdings als philosophischer Laie ein hartes Stück Arbeit leisten. Hat man sich aber durch die anspruchsvollen Terminologien (vielleicht mit Hilfe eines weitern Lexikons) hindurchgebissen, so wird man reich belohnt. Das dritte Stichwort unseres Tests, die «Freude», fehlt in beiden philosophischen Lexika; dem Stichwort «Frustration» widmet das Historische Wörterbuch hingegen zwei ganze Spalten. Diese Auswahl hat bestimmt ihre Berechtigung. Die Freude liegt oft verborgen zwischen den Zeilen und stellt sich bei jedem Fund ein, den man als Leser in einer Fundgrube entdeckt.

Robert Nef

[1] Karl Kraus: Die Sprache, 2. Bd. der Werke von Karl Kraus, 4. Aufl., Kösel Verlag, München 1962, S. 437–438. – [2] Deutsches Wörterbuch / Hermann Paul, 9. vollst. neu bearbeitete Aufl. von Helmut Henne und Georg Objartel, Niemeyer, Tübingen 1992; Kluge Friedrich: Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Unter Mithilfe von Max Bürgisser und Bernd Gregor völlig neu bearbeitet von Elmar Seebold, 22. Aufl., De Gruyter, Berlin, New York 1989. – [3] Philosophielexikon, Hrsg. von Anton Hügli und Poul Lübcke, Rowohlt, Reinbek bei Hamburg 1991. – [4] Historisches Wörterbuch der Philosophie, hrsg. von Joachim Ritter (†) und Karlfried Gründer, bisher erschienen Bd. 1–7 (P–Q), Schwabe, Basel 1971 ff.

Leporello der Anbetung und der Verachtung

Zu Gerold Späths Roman: «Stilles Gelände am See» [1]

Die vier Teile seines neuen Romans *Stilles Gelände am See,* führt Gerold Späth mit Seebildern ein. Es sind einmal zarte, durchsichtig aquarellierte, dann wieder von üppigen Farben gesättigte Tafeln, die er auf den Vorhang seines Welttheaters projiziert. Späth ist ein Könner, ein Landschaftsmaler mit Begabung. Mit leicht hingeworfenen Worten und Sätzen gelingt es ihm, Farben und Stimmungen von plastischer Intensität zu kreieren. Frühling, Sommer, Herbst und Winter bilden das Grundgerüst, das seinen Roman – allerdings eher notdürftig – zusammenhält und ihm vordergründig so etwas wie eine Tiefen-

struktur gibt. Das stille Gelände ist, der geneigte Späth-Leser erkennt es auf Anhieb, eine Uferlandschaft am Zürchersee. Die Silhouetten, welche die imposante Kulisse zu seiner Weltenbühne bilden, *«der Burghügel, unsere Akropolis: Burg, Kirche, Schule, die grau ragende Dreieinigkeit über dem See»* gehören zu seiner Heimatstadt Rapperswil. Es ist der literarische Ort Gerold Späths, Ort seiner Herkunft, dem er seit je in unlösbarer Hassliebe verbunden ist: an der Stadt seiner Heimat entzündet sich seine Phantasie; in immer neuen Spott- und Zerrbildern bringt er sie hervor, umkreist sie bissig karikierend und beleuchtet ihre Bewohner im wild sprühenden Feuerwerk seiner Ironie. Als Spiessbünzen, Molchsgüllen, Barbarswila ist Rapperswil in seine früheren Romane eingegangen.

So idyllisch die Uferbilder im neuen Roman, so verkorkst und verdreht sind die Bewohner, die in dieser Gegend hausen. Reisst man den Vorhang mitsamt den Projektionen herunter, zeigt sich die Weltenbühne: die Bretter der Kleinstadt. Auf ihnen demonstriert Späth den Lauf des Lebens. Figur um Figur tritt auf, spielt die Rolle, die ihr das Schicksal zugeteilt hat und verschwindet wieder im Dunkeln. Episoden sind es, die Späth erzählt. Die meisten sind nicht länger als zwei, drei Seiten. Hie und da zeichnet er auch nur Charakterköpfe; oder entwirft auf einem Blatt eine kühn hingeworfene Menschengruppe; greift ein Detail heraus, vergrössert es, macht sich darüber lustig in einer geistreichen Art, die wiederum den Leser zum laut Herauslachen verführt. So ergeben sich Momentaufnahmen und Skizzen, die sich zu einer leporelloartigen Romanstruktur zusammenfügen. Wie Don Giovanni eine Liste seiner Geliebten anfertigte, lässt Späth vor seinem inneren Auge, dem Auge der Erinnerung, Revue passieren, was er anbetet und was er verachtet. Bösartig und hitzig sind die Szenen, die sich in der Kleinstadt abspielen, liebestoll und kleinmütig, geschäftstüchtig und engherzig sind ihre Bewohner, und nicht selten finden Sünder, Bösewichte *und* Tugendhafte ein gewaltsames Ende oder gehen ganz einfach in einem unbestimmten Winkel der Welt für alle Zeiten verloren.

Späths Perspektive ist jene von oben herab: er sieht alles, weiss alles, richtet alles. Er holt eine Figur heran wie ein Chronist, der die Geschehnisse seiner Stadt säuberlich verfolgen und protokollieren soll: *«Es wurde erzählt von einem gewissen Anton Infanger, der seit seinem achtundsechzigsten Jahr im Bürgerspital versorgt, das heisst interniert war»*, setzt er ein, oder *«Der Kapuzinerpater Irenäus war ein bestallter Stadtprediger während Jahrzehnten, und noch länger besorgte er den Klostergarten»*, oder *«Und die Erinnerung zeigt mir auch den Heinz Jakob Schwamm als grossen breiten älteren Mann, dunkel in weissem Nebel»:* so beginnen seine Texte gerne. Name, Berufsbezeichnung und zivilstandesamtlichen Angaben werden zu Stimuli, und jetzt schiessen die Flutwellen der Imagination heran, und die Phantasiemaschine beginnt zu rotieren. Dabei beweist der Autor psychologischen Durchblick und ein untrügliches Urteilsvermögen. Wie nüchtern und scharfsinnig entlarvt er zum Beispiel die gefährliche Beziehungsdynamik zwischen einem stämmigen Mann, einem zweimetrigen Koloss, der in jüngeren Jahren als Schwinger und Steinestosser viele Kränze heimgebracht hat und jetzt mit einer kränkelnden Frau verheiratet ist! Wie der Muskelprotz Jahr für Jahr mehr einschrumpft im Schatten der schmalen Gattin, kleiner wird, dahin-

welkt und wie das schwächliche Frauchen die Urne ihres Mannes herumträgt und zuletzt in ein Loch versenkt, das so klein ist, dass es für ein Hündchen reichen würde: das ist die zynische Skizze einer Ehe, auf zwei Seiten verdichtet, und sie ist von so messerscharfer Kälte und unbestechlicher Klarsicht, dass man nur darüber staunen kann. Oder die Geschichte vom kleinen Rehm, Sohn eines Briefträgers, lispelnd und von mickriger Gestalt, immer ein schiefes Grinsen auf dem Gesicht; als ergebenes Knechtchen reinigt er die schmutzigen Fahrräder seiner Velofreunde und setzt sie instand. Da, eines Tages, mausert sich der kleine Kriecher, der immer nur ausgehänselt wurde, zum Gewinner und nimmt hämisch Rache. Er schlägt zurück mit der Schlauheit und dem Kräftepotential des jahrelang Gedemütigten. Oder die Fama vom alten Nazi Ewald Zäh: Grossist für Porzellan und Glas, grossdeutsch angehaucht während des Zweiten Weltkrieges. Im Sommer vierundvierzig macht er sich aus Angst vor Repressalien der Dorfbewohner plötzlich aus dem Staube und kehrt erst ein Jahr später wieder zurück. Prompt befördert man ihn zum Obersten, weil man auf seine vielfältigen militärischen Erfahrungen nicht verzichten will...!

Das sind die Ergebnisse, die dem Beobachter Gerold Späth zufallen. Das scharfe Auge ist sein diagnostisches Instrument, und der Spott wird sein effektvolles Mittel der Erkenntnis. Lachend beobachtet und skizziert er die bizarre Welt und ihre skurrilen Bewohner und hat es dabei fortwährend auf das Lachen seiner Leser angelegt. Mit dem Lachen enttarnt er das Miese und bringt das Schäbige auf den Punkt. *Stilles Gelände am See* wird so zur Sammelmappe ironischer Einzelbilder. Man kann sie von Zeit zu Zeit hervornehmen, darin kramen und blättern und sich amüsieren. Reicht das aber auch für einen Roman? Wohl kaum. Wie sehr man auch bereit ist, auf eine eindeutige Definition zu verzichten und die Gattungsform weit zu fassen: Gerold Späth wird der grossen Form nicht gerecht. Der Autor präsentiert ein Album des Menschlichen und Allzumenschlichen, legt Skizzen vor, Etüden; er fixiert den jähen Moment, zeigt seine Figuren im schnellen Aufriss, hält sie in einer ridikülen Pose fest. Es ist, wie wenn er seine Materialien dem Verlag zu früh ausgehändigt hätte. Jetzt erst würde die Arbeit beginnen an den gesammelten Blättern: das Ausarbeiten eines weitgreifenden Grundgerüstes, das Entwickeln der Charaktere, die exakte Konstruktion des Verhältnisses der Spiessbürger zu ihrer Kleinstadt, die Analyse der Methoden ihrer Schlauheit und Verschlagenheit, das Einfügen der einzelnen Erzählpartikel in einen grossen dramatischen Bogen. Man mag dagegen einwenden, die inkohärente Form entspreche einem neuen, aufgebrochenen Romankonzept, und die Einzelporträts seien ein Abbild der Heterogenität der Menschen in diesem Kaff.

Späth hat dieses Rezept, in je unterschiedlicher Art, in *Commedia* (1980) und *Sindbadland* (1984) erprobt. Im neuen Roman aber gelingt diese Anlage nicht. Zu bündig uund barsch sind die Studien, so eindimensional eben, wie es die schnelle, scharfe Kontur der karikaturistischen Zeichnung verlangt. Und gibt es wirklich eine Welt, die aus lauter kreuzdummen Krämerseelen und Hinterwäldlern besteht? Es fehlen die Zwischentöne und Brüche, die sich durch das Leben einer gewöhnlichen Kleinstadt ziehen. Trotzdem: Gerold Späths Erzählwerk wird in zahlreichen Passagen zum Lesevergnügen. Nur ist es so, dass sich dieser Autor an der Latte mes-

sen lassen muss, die er mit seinen erfolgreichen Romanen, *Unschlecht* (1970) und *Balzapf oder wie ich auftauchte* (1977) zum Beispiel, selber gesetzt hat. Wäre sein neues Buch das Werk eines Debütanten, spräche man von einer grossen literarischen Begabung und einem Versprechen für die Zukunft. Späth aber gehört zu den erfolgreichsten und bestandensten Schriftsteller der Schweizer Literaturszene. Längst hat er sich über unbändige Fabulierlust, Wortmacht und Einbildungskraft ausgewiesen. So besehen aber trägt sein Roman leise Signale einer Stagnation; denn Neues, Besseres, Weiterentwickeltes entdeckt man darin nicht.

Pia Reinacher

[1] Gerold Späth: Stilles Gelände am See. Roman. Suhrkamp. Frankfurt am Main, 1991.

Verschiedene Arten, Amerika zu entdecken

Schweizer Reiseberichte aus zwei Jahrhunderten

Neunzehn ehemalige Studierende Professor *Urs Bitterlis* haben auf seinen Wunsch aus Berichten über Reisen in Amerika Texte zusammengetragen, aus denen der Herausgeber fünf Dutzend auswählte und, mit kurzen, aber aufschlussreichen biographischen Notizen der Autoren der Berichte versehen, zum vorliegenden Buch ordnete. Dabei hatte es nicht die allzu ambitiöse Absicht, mit dieser Anthologie einen eigentlichen *«Abriss der Schweizer Reiseberichterstattung über Amerika zu geben»*, vielmehr *«des Lesers Neugierde zu wekken»*[1].

Dies gelingt Bitterli vorab durch die breite thematische Auswahl nach den Kriterien der Reisegründe und der gesellschaftlich-beruflichen Herkunft der Autoren wie ihrer geographischen Ziele und nicht zuletzt dem Interesse, mit dem ein besonders attraktives Berichtsthema oder spektakuläres Ereignis würde rechnen können. Wie unterschiedlich lassen sich Reiseerlebnisse den Verwandten in der Heimat, der auftraggebenden Firma oder Zeitung und schliesslich dem wissenschaftlichen Fachblatt mitteilen! Die Skala der Stile reicht von *«mit blutendem Herzen geschrieben»* über sachliche Distanziertheit bis zur hohen Kunst des dichterisch gestalteten Urteils über Land und Leute. Man lese zuerst den Titel der Textauswahl, z. B. «Die Schönen von Nicaragua», danach die biographische Notiz über den Autor, in diesem Fall Walter Baader, der als Bergbaufachmann um die letzte Jahrhundertwende irgendwie mit der Planung der atlantisch-pazifischen Kanalverbindung befasst war und uns nun über ein Thema recht seitab von seinem Auftrag zu lesen gibt. Unsere Neugier ist geweckt! Nicht weniger, wenn Johann Jakob Hohl, Arzt und Politiker, Redaktor des *«Hochwächter am Säntis»* und später Obergerichtsschreiber in Baselland 1849 *«Winke und Rat-*

schläge zur Warnung und Belehrung für das auswanderungslustige Publikum, zumal aus der Schweiz» ergehen lässt.

Hohls Adressaten, zumeist eben Auswanderer, gelegentlich Söldner, sind die ersten Schweizer, die auf ihre Weise Amerika entdeckten. Sie trieb *«nicht die Neugierde ‹von zuhause weg›, sondern die schlichte Not und die Sorge um das eigene Überleben»*. Johann Ulrich Bühler, der als 54jähriger St. Galler Geschäftsmann den Entschluss fasste, sein *«Glück in der Ferne zu suchen»*, berichtet indessen fast befremdlich leidenschaftslos, wie nach zweimonatiger Überfahrt nach der Ankunft in Baltimore vom Schiff weg *«Zuerst ... nun Knaben und Töchter von 9 bis 20 Jahren ausgewählt» wurden, «auch kleine Kinder. So wie man wegen der Bezahlung übereingekommen, reisten die Käufer mit ihren gekauften jungen Leuten weg. Es kam nun auch die Auswahl an die übrigen»*.

Die das *«Glück in der Ferne»* fanden, konnten von jeher auf die Bewunderung der Daheimgebliebenen rechnen, deren Berichte über Besuchsreisen drüben dann der Gefühlsträchtigkeit nicht entbehrten. So meldet etwa Alois Uttinger, der mit der *«1. Swiss Mission in Nord America»* 1919 *«Bei Schweizer Auswanderern in Wisconson»* weilte, über den feierlich frohen Empfang in der Kolonie von Monroe glücklich bewegt: *«Als ich im Gasthaus eine Karte schrieb, winkte mir einer und sagte: ‹Du gang det innä det bist allei und kaust abhokä›. So eine urchige Sprache hört man in der Schweiz selten mehr.»*

«Mit Anbruch unseres Jahrhunderts war der Tourismus geboren», wie Bitterli im Vorwort bemerkt. Damit war aber vor hundert Jahren noch keineswegs der unheilig durch den Kontinent hetzende Gesellschaftsreisende gemeint, sondern der aufmerksam kritische Beobachter. Alfred Altherr, religiös- freisinniger Theologe und Schriftsteller, der 1903 anderthalb Monate in den USA unterwegs war, vermag sich nur schwer das Urteil versagen, die USA seien das *«Paradies der Frauen»*. Er führt vier Seiten Beispiele für die privilegierte Stellung der amerikanischen Frau in Ehe und Gesellschaft an. Sie hat Vortritt vor dem Mann, wird von ihm beschützt und behütet, ohne dass sie deshalb auf einen für das damalige Europa unbegreiflichen Grad von Emanzipation verzichten müsste: *«Auf der Strasse sieht man Ehepaare selten Arm in Arm. Der Grund ist nicht der, dass der Mann zu bequem wäre oder weil die Frau doch nicht mit ihm Schritt halten kann, sondern die Frau weigert sich, geführt zu werden, da sie allein laufen kann. Sie trippelt und tänzelt dabei nicht daher, wie die Frauen in Zion (siehe Jesajah Kap. 3), sondern zieht frisch aus, die Schultern hoch und die Arme frei. In die elektrischen Tram hinein und hinaus steigt sie mit einer Behendigkeit, die zum Verwundern ist; selbst mit Büchern und Paketen im Arm braucht sie von niemand gestossen oder gezogen zu werden, sie hilft sich selbst, und das kommt davon, dass sie als Mädchen in eine Schule ging mit den Knaben und so gut wie diese turnen, schwimmen, rudern und den Ball schlagen gelernt hat.»*

Amerika, das «es besser hatte», bewog gesellschaftlich Engagierte zur Verifizierung von Gehörtem und Gelesenem. So etwa die originelle und vielseitig aktive Else Spiller, die um 1920 *«Beim Auto-König von Detroit»*, bei Henri Ford dessen Riesenwerk und die dahinterstehende Philosophie ebenso sachlich wie rühmlich würdigt, wenn sie feststellt: *«Die Auslagen, die für die einzelne Familie in der Hilfstätigkeit (der Firma* [Verf.]) *gemacht werden, soll der*

Arbeiter wenn möglich zurückzahlen, denn sein Lohn ist so hoch, dass er dies kann. Ein Fordarbeiter soll Kredit haben. Er soll vorwärtskommen, und in Wirklichkeit ist dies auch der Fall. Ford will Männer erziehen und wünscht, dass der Name ‹Fordmann› oder ‹Ford-Arbeiter› ein Ehrentitel sei für jeden, der ihn trägt.»

Aber auch die Gegenbeispiele zum Vorbild Amerika, seine gewalttätige und grausame Seite in Nord und Süd konnte den Entdeckern aus der Schweiz nicht verborgen bleiben, den Abenteurern zumal, die es freiwillig oder wider Willen wurden wie John Huber, der vor einem halben Jahrhundert in Brasilien sich mit einem Landgut eine neue Lebensgrundlage schaffen wollte und aus welchen Gründen auch immer ins Räderwerk der brasilianischen Justiz geriet und 1943 während Monaten auf der Sträflingsinsel «Ilha Grande» gefangen gehalten wurde.

In den letzten zwei Jahrhunderten indessen leistete die Schweiz immer auch wieder Beiträge zur fortschreitenden wissenschaftlichen Entdeckung des Doppelkontinents. Das schweizerisch-amerikanische Ehepaar Agassiz – der Gatte war einer der angesehensten Naturwissenschafter Amerikas – berichtet 1871 bereits über die prekäre kulturelle Situation der Einheimischen in einem Dorf am Rio Negro. Mit nicht weniger Achtung nimmt man Kenntnis von der bescheiden zurückhaltenden, aber fachmännisch-informativen Art, wie der Bergführer und Expeditionsteilnehmer Matthias Zurbriggen 1897 über seine Erstbesteigung des Aconcagua, des höchsten Berges ganz Amerikas, berichtet.

Die ältere Lesergeneration geniesst wohl im besonderen die Reportagen renommierter Schweizer Journalisten wie Ernst Schürch vom *«Der Bund»*, Albert Oeri von den *«Basler Nachrichten»*, Urs Schwarz und Eric Mettler von der *«Neuen Zürcher Zeitung»* und anderer, die in ihrem unverwechselbaren Stil, um Stimmigkeit bemüht, aber auch, vor allem Schürch und Oeri, mit dem ihnen eigenen Humor den Schweizern das Amerika, das nun die Weltmacht schlechthin geworden, näherbrachten.

Schliesslich die Schriftsteller, die uns ihr Amerikaerlebnis direkt oder dichterisch verarbeitet vermitteln, vor allem Felix Moeschlin, Max Frisch und Hugo Loetscher, mit dessen packender Erzählung *«Letzter Abend in Canindé»* Urs Bitterli in den bunten Geschichtenstrauss die letzte, eine wundersam leuchtende Blume, eingeflochten hat.

Alfred Wyser

[1] Urs Bitterli, Schweizer entdecken Amerika, Reiseberichte aus zwei Jahrhunderten, Verlag «NZZ» 1991.

Geschichte – Brandherd der Politik

Es gibt Schriftsteller, die in ihrer eigenen Welt leben und blind sind für die politischen Umwälzungen in ihrer Zeit, es gibt aber auch Schriftsteller, die dank ihrer Sensibilität und ihrer geschärften Wahrnehmung der Kräfte, welche den Zeitgeist bestimmen, die gegenwärtige Lage hellsichtiger beurteilen als die

Journalisten und weitsichtiger als die Politologen und Strategen. Der Kroatische Schriftsteller *Ivan Aralica* gehört zur zweitgenannten Kategorie. Er ist 1930 in Promina bei Knin geboren und war zunächst als Seminardirektor und als Chefredaktor tätig, bevor er 1967 sein literarisches Schaffen als Erzähler begann. Für seine Erzählungen, welche Stoffe aus der Geschichte Kroatiens und Bosniens aufgreifen *(Die Hunde auf dem Markt,* 1979; *Traumloser Weg,* 1982; die *Sklavenseelen,* 1984) erhielt er verschiedene Literaturpreise. Seine zwischen Dezember 1990 und April 1991 in der Zagreber Zeitschrift *Vjesnik* erschienenen Essays sind in einer deutschen Übersetzung im Verlag *consultation* (Zürich und Prag) als Taschenbuch erschienen[1]. Die leider nicht durchwegs geglückten Übersetzungen sollten niemanden davon abhalten, die mit historischem Scharfsinn und mit einer höchst seltenen Mischung von Engagement und von Verständnis und Einfühlungsvermögen für entgegengesetzte Meinungen verfassten Texte zur Kenntnis zu nehmen.

Was wir in Westeuropa als «Zusammenbruch des Ostblocks» wahrgenommen haben und wahrnehmen, ist nicht nur ein national, regional und ethnisch höchst differenzierter Prozess, sondern es überlagern sich darin mindestens drei Grundthemen der Weltgeschichte: Scheitern eines Wirtschaftssystems, Abdankung einer Ideologie und Zerfall eines Imperialsystems. Der verbissene Kampf der Serben um die verlorene Hegemonie im ehemaligen Jugoslawien wird vielleicht auf dem Hintergrund seines Zusammenhangs mit «Geldbeutel und Grenzen» verständlicher, wenn auch nicht verzeihlicher. Dazu schreibt der Autor: *«Die heutige serbische Führung, ausgesprochen bolschewistisch und ausgesprochen imperialistisch, ist weder sonderlich an irgendwelchen Grenzen interessiert noch an irgendwelchen Gebietsabgrenzungen. Denen geht es nur darum, dass die Geldbeutel nicht abgegrenzt werden und sie zum gemeinsamen Geldbeutel Zugang haben, wann immer sie wünschen». «Unter dem Deckmantel des Kampfes um Jugoslawien wird ein Kampf für die Existenz Serbiens geführt, weil Serbien das einzige europäische Imperium ist, das nach einem Zerfall der imperialen politischen Kohäsion und der Entstehung wirtschaftlicher Unionen ärmer sein wird, als die Teile, die sich verselbständigen werden.»*

Das Niveau eines zeitgeschichtlichen Essayisten wird auch dadurch bestimmt, ob es ihm gelingt, in Anknüpfung an Zeit- und Situationsgebundenes, Allgemeingültiges und bleibend Aktuelles aufzuspüren und auszudrücken. Die Texte dieser Sammlung halten dem Test stand. Die Beobachtung, dass sich der Mensch noch schwerer von einem gemeinsamen Geldbeutel trennt, als von herkömmlichen Grenzen – vor allem, wenn er zu den Nettoempfängern gehört –, sollte auch im Hinblick auf die Aufhebung von Grenzen und auf die Schaffung neuer gemeinsamer Geldbeutel in Europa zu denken geben. Im abschliessenden Essay, *«Am Ende vom Ende»* kommt der Autor auf die ambivalente Rolle zu reden, welche die Emotionen in der Politik spielen. Er warnt vor allen Teufelskreisen des Hasses und stellt die Frage *«Wie soll man diejenigen überzeugen, die für die bewaffnete Konfliktlösung sind, dass die friedliche Konfliktlösung für sie vorteilhafter wäre?»* Bei aller Zurückhaltung gegenüber Voraussagen ist dem Autor wohl beizupflichten, wenn er folgende Prognose stellt: *«Serbien wird in diesem Krieg verlieren, wie es in keinem Frieden jemals*

verloren hat...» Der Kampf, der zugunsten von Minderheiten von aussen geführt wird, hat sich in der Geschichte allzuoft letztlich gegen diese Minderheiten ausgewirkt. *«Was der Krieg nicht schafft, vollendet der Exodus.»* Endresultat einer Politik *«die von der Forderung ausgeht ein ganzes Volk müsse in einem Staate leben, und für die Nachbarn gelte das nicht.»*

Robert Nef

Ivan Aralica: Das verblühte Imperium, Erste deutsche Ausgabe aus dem kroatischen Original, Consultation, Zürich und Prag 1991.

Durchbruch zur Freiheit

Ein Erklärungsversuch für die «Wende» des Jahres 1989 in Ost- und Mitteleuropa

1989, das Jahr der «Anti-Revolutionen» in Osteuropa, liegt nun schon drei Jahre zurück. Der «Durchbruch zur Freiheit», der in diesem Jahr gelang, ist Gegenstand des Buches von *J. F. Brown,* Mitarbeiter bei der RAND-Corporation in Kalifornien und langjähriger Beobachter der osteuropäischen Szene [1]. Brown hat sich die Aufgabe gestellt, Erklärungen dafür zu finden, weshalb 1989 zu einem *Epochenjahr der europäischen Geschichte* werden konnte. Zum Schicksal von derartigen Analysen gehört es, dass sie zum Zeitpunkt ihres Erscheinens bereits wieder von den Ereignissen überholt sind: so tritt die Sowjetunion in Browns Buch noch als ein handlungsfähiger Akteur in Erscheinung. Deswegen die Darstellung aber bereits als veraltet zu bezeichnen, wäre jedoch verfehlt. Gerade die Diskussion der jugoslawischen Krise (vor dem Ausbruch des Bürgerkrieges geschrieben) belegt die Qualitäten seiner Analyse. Brown gehört zu jenen Ausnahmefällen unter den Vertretern seines Faches, die freimütig auf eigene Prognosen zurückkommen, auch wenn diese durch die Ereignisse nicht bestätigt worden sind. Resultat davon ist eine höchst anregende Lektüre mit immer wieder neuen Erkenntnissen, Perspektiven und Analysen über die Vorgänge des Jahres 1989, die man als Zeitgenosse und Medienkonsument hinreichend zu kennen glaubte.

Sechs Thesen

Warum die «Sturmflut» im Jahre 1989? Und warum konnte nach den langen Jahrzehnten der zumindest äusseren Immobilität alles so schnell geschehen? Brown beantwortet diese Fragen, indem er zunächst thesenartig sechs Gründe aufführt, die untereinander zusammenhängend zum Kollaps des Gebäudes geführt haben, welches urprünglich durch Stalin erbaut worden war: Ursache im umfassendsten Sinn war dabei die *vierzigjährige Bilanz des Scheiterns* schlechthin. Die planwirtschaftlichen Systeme waren nach vier Jahrzehnten immer noch nicht in der Lage, die einfachsten wirtschaftlichen Grundbedürfnisse der Bevölkerung zu befriedigen. Dieses wirtschaftliche Scheitern unter dem Vorzeichen einer materialistischen

Ideologie machte die *Illegitimität* der herrschenden Regime noch deutlicher als sie es wegen ihres Charakters der Gewaltherrschaft ohnehin schon war. Als Folge davon fanden nun verschiedene Elemente der Opposition in der zuvor «atomisierten» Gesellschaft zusammen und bildeten eine Art *Gegen-Gesellschaft* («civil society»), die es nun im Gegensatz zu früher mit dem Staat und seinen Machtmitteln aufnehmen konnte, weil die Repression nicht mehr mit stalinistischer Gründlichkeit organisiert war. Damit zusammenhängend *verlor die herrschende Nomenklatura ihren Willen,* die ihr zur Verfügung stehenden Machtmittel auch zu gebrauchen, um ihre Herrschaft aufrechtzuerhalten. Hinzu kamen zwei entscheidende Faktoren, die von aussen auf die kommunistischen Herrschaftssysteme Osteuropas einwirkten: der *Westen als ständig präsentes «Gegenmodell»* und natürlich der elektrisierende Effekt, den die *Reformen Gorbatschows* (als «Zauberlehrling» gemäss Brown) in der Sowjetunion ausübten. Die Reihenfolge der Aufzählung soll nicht eine Hierarchie der Gründe widerspiegeln, als entscheidend sieht Brown vielmehr die Tatsache an, dass Mitte bis Ende der achtziger Jahre eine Lage entstanden war, in der alle diese Faktoren erstmals gebündelt wurden und deshalb *zusammen ihre Wirkung entfalten konnten.*

Fallstudien

Wie dies im einzelnen geschehen konnte, das zeigt Brown dann anhand der einzelnen Länder in Form von Fallstudien: nach einer Einführung in die Grundzüge der osteuropäischen Nachkriegsgeschichte ist hier dann auch Raum für die Darstellung der jedem Land eigenen Bedingungen, welche den spezifischen Verlauf der Entwicklung im Jahre 1989 verstehbar machen. Brown ist sich gleichzeitig der *Einschränkungen* bewusst, unter denen ein Zeithistoriker hier zu arbeiten hat – zum Beispiel im Falle einer Figur wie der Ceausescus in *Rumänien*, wo Politikwissenschaft und Soziologie an nur zu deutliche Grenzen stossen. Brown betont die *Pionierrolle Polens,* wo die «Gegengesellschaft» in Form von «Solidarität» im Frühling 1989 mit dem Regime Jaruzelski die Verhandlungen am Runden Tisch aufnahm; dies in der Annahme, dass Polen bestenfalls irgendwann in den neunziger Jahren einmal eine nichtkommmunistische Regierung haben könnte. Anfangs August war es dann bereits soweit. *Ungarn* war das zweite Land, das nach dem Scheitern Kadars den Weg hin zu einer verfassungsmässigen Ordnung in Angriff nahm, wobei Brown für Ungarn die *Kooperation zwischen reformwilligen Vertretern des Regimes und dissidenten Intellektuellen* hervorhebt; dies im Gegensatz zur *Tschechoslowakei,* wo die wenigen oppositionellen Gruppierungen lange Zeit einer im wesentlichen *indifferenten Bevölkerungsmehrheit* gegenüberstanden. Brown kann dann zeigen, dass der Wandel in Prag im Herbst 1989 gerade deswegen *besonders abrupt* einsetzte, als diese verbreitete Gleichgültigkeit in eine Ablehnung eines Regimes umschlug, das nun immer anachronistischer dastand angesichts des Wandels in den Nachbarländern und vor allem der Sowjetunion selber. Brown geht dann natürlich auch auf den *«Sonderfall» DDR* ein, den «Staat ohne Nation», dessen herrschende Schicht es fertigbrachte, nicht nur die Aussenwelt lange Zeit über die eigene Systemstabilität zu täuschen, sondern die damit vor allem auch sich selbst hinters Licht führte und

so zu ihrem Untergang beigetragen hat. Brown bezeichnet (im Rückblick) die DDR nun als das *«schwächste Glied»* im osteuropäischen Imperium der einstigen Sowjetunion, einer Sowjetunion, auf die nun umgekehrt die osteuropäischen Staaten begannen, Einfluss zu nehmen, indem sie das Reformtempo dort durch ihr Beispiel zu beschleunigen halfen.

Offene Fragen

Brown selber bemerkt am Schluss seiner Darstellung, dass am Ende des Jahres 1989 die Chancen der Osteuropäer, endlich einfach «Europäer» zu werden, besser als jemals zuvor standen, leugnet aber die mannigfaltigen Gefahren nicht, die einem Erfolg dieses Unternehmens entgegenstehen. Es ist ihm gelungen, mit erstaunlicher analytischer Schärfe die Konturen jener *historischen Konstellation* nachzuzeichnen, welche den Osteuropäern den Weg in eine risikoreiche Freiheit eröffnet hat. Trotzdem bleibt vieles offen: die Frage beispielsweise, ob und in welchem Masse die Politik der westlichen Staaten einen Einfluss auf den Umsturzprozess in Ost- und Mitteleuropa gehabt haben, lässt Brown gänzlich unbeantwortet. Er selber stellt auch nicht in Abrede, dass ein *Restbestand* unausgeleuchtet bleibt: Fragen von der Art, deren Beantwortung dem Historiker überlassen sein wird, der später einmal aus der entsprechenden Memoirenliteratur und den Archivbeständen schöpfen kann. Fragen aber auch von der Sorte, bei denen die Methoden des Historikers alleine keine befriedigenden Antworten zulassen.

Beat Bumbacher

[1] J. F. Brown: Surge to Freedom: The End of Communist Rule in Eastern Europe, Duke University Press, Durham 1991.

Bildungspolitik im Umbruch

Das Bildungswesen ist – nicht nur hierzulande – vom Staat dominiert, eine «etatistische Tradition» herrscht in extremis vor. Dabei eignet es sich in hohem Masse für Re-Privatisierungen, zumal in der Aus- und Weiterbildung Leistungen erbracht werden; die sich an Individuen wenden; die Benützer oder Nutzniesser sind bekannt. Soll der Markt spielen, sind bei einer Privatisierung entweder Marktpreise oder kostendeckende Gebühren zu bezahlen. Bleiben die erwünschten Privatisierungen aus, so ist es unverzichtbar, dass der Staat Rahmenbedingungen schafft, damit private Anbieter auftreten können. Eine Mitte September 1991 von der Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (OECD) im Kanton Tessin durchgeführte Konferenz über Bildungsfragen hat die Dringlichkeit marktwirtschaftlicher Anstrengungen, insbesondere im Weiterbildungsbereich auf internationaler Ebene, drastisch vor Augen geführt; im vorliegenden Sammelband[1] nehmen 51 Persönlichkeiten auf 1002 Seiten Stellung zu Zielen, Inhalten, Formen, Methoden, Strategien, aber auch zur internationalen Verflechtung der Weiterbildung.

Angesichts der Tatsache, dass sich die Schweizer Wirtschaft im globalen Massstab ökonomischer Konkurrenz ausgesetzt sieht, müssen bewährte strategische Erfolgspositionen erhalten und zugleich neue aufgebaut werden. Diese heissen zum einen Leistungswille und Leistungsfähigkeit, zum andern Lernwille und Lernfähigkeit – und das in der gesamten Bevölkerung bis hinauf in ein verhältnismässig hohes Alter. Dabei darf das Heil nicht in erster Linie von zusätzlichen Weiterbildungsoffensiven der öffentlichen Hand erwartet werden. *Hans Giger* weist den Staat, der den Bildungsauftrag verstärkt auf die Weiterbildungsstufe ausdehnt, in die Schranken: *«Der Staat täte (...) gut daran, sich primär auf seine Aufgaben in der Grundausbildung, der Grundlagenforschung sowie der Lehre zu konzentrieren, wogegen der Wirtschaft und den privaten Institutionen angewandte Forschung sowie praxisorientierte Weiterbildungsangebote zu überlassen wäre.»* Im Einklang mit den Bedürfnissen des Arbeitsmarktes entstand in den vergangenen Jahren ein regelrechter Wirtschaftszweig von privatrechtlich geführten Institutionen, die sich mit hervorragenden Ergebnissen, besonders auf dem Gebiet der Weiterbildung in Unternehmensführung *(«Euro-Manager»)* engagiert haben; ihre Trümpfe heissen Kontakt zur Praxis und hohes Niveau.

Gebührende Beachtung wird dem Subsidiaritätsprinzip eingeräumt. Die Privatwirtschaft im weitesten Sinn – Unternehmungen und ihre Verbände, Arbeitnehmer und deren Gewerkschaften – ist aufgerufen, die entscheidenden Schritte zu tun. Die Privatwirtschaft sollte die Schlüsselrolle, die gemäss Bundesrat *Flavio Cotti* der Weiterbildung bei der Bewältigung der Folgen eines wirtschaftlichen Wandels zukommt, klar erkennen und dem Umstand Rechnung tragen, dass die berufliche Weiterbildung eine wichtige Initiative darstellt, die für die mittel- und längerfristige Sicherung der Wettbewerbsfähigkeit von entscheidender wirtschaftlicher Bedeutung ist. Deshalb sollte die Schweiz versuchen, gerade in der beruflichen Weiterbildung zu einer weltweit führenden Nation zu werden.

Gefordert ist in erster Linie die Bildungspolitik: sie soll gangbare Wege aufzeigen, Ziele setzen und Strategien entwickeln. Der Entwurf einer zukunftsgerichteten schweizerischen Bildungspolitik muss in einem klaren Verhältnis zur europäischen Bildungspolitik stehen. Da sich noch keine klaren Zielvorstellungen einer künftigen europäischen Berufsbildungs- und Weiterbildungspolitik der EG abzeichnen, ist es müssig, heute schon vermeintliche Anpassungsleistungen an ein kommendes integriertes Europa vorwegzunehmen. Zwar findet stets ein Umbruch statt –, doch begibt sich die helvetische Bildungspolitik mit einem EG-Beitritt auf Irrwege? Was im Schweizer Bildungswesen ist des Abbruchs fällig, was des Aufbruchs würdig?

Insbesondere scheint es gefährlich zu sein, aus einer gewissen «Europhorie» heraus zu versuchen, Modetrends der EG zu kopieren und unser bewährtes Berufsbildungssystem und Weiterbildungswesen punktuell auf Europa auszurichten. Anzustreben ist nach *Rolf Dubs* vielmehr eine andere Strategie: Die Schweiz muss ihr gesamtes Weiterbildungswesen kritisch durchleuchten und erkennbare Mängel nach eigenen Zielvorstellungen bereinigen, um über ein hochstehendes Bildungswesen zu verfügen, das hauptsächlich dadurch europagerecht wird. Gefragt sind also Verfechter des Grundsatzes nicht nur

der Gleichartigkeit, sondern auch der Gleichwertigkeit.

So gesehen könnte sich für die schweizerische Bildungspolitik Probleme mit dem dualen Berufsbildungssystem ergeben, weil die EG-Länder dafür immer weniger Verständnis zeigen. Die Gefahr ist gross, dass die Forderungen nach Vollzeitschulen für Jugendliche im Lehrlingsalter leicht in Richtung der amerikanischen High School gehen, die nicht nur mit dem Leistungsniveau Mühe bekundet, sondern auch keine genügende berufliche Grundbildung zu vermitteln vermag. Die High School führt in eine intellektuelle Einseitigkeit hinein, die für viele Lehrlinge völlig ungeeignet ist. Im weiteren berücksichtigen die High Schools die Ansprüche der Wirtschaft auf eine praxisbezogene Berufsvorbereitung zu wenig, es dürfte viel zu kostspielig sein, und es trägt weniger zum Ausgleich der Erwerbsstruktur bei. Deshalb sollte am dualen Berufsbildungssystem unbedingt festgehalten und die Berufslehre mit einer Berufsmatura attraktiver ausgestaltet werden. Denn kläglich scheitern dürfte der Versuch, der EG jene Befugnisse auf dem Felde der Grund- und Weiterbildung wieder zu entwinden, die sie einmal ausgebaut hat. Wenn mit Hilfe von Rats-VO Nr. 2731/75 über die Standardqualitäten von Getreide aus 75 Prozent *de facto* dann eben *de jure* hundertprozentiger Hartweizen geschaffen wird, dann drängt sich ein Vergleich mit dem «Härtegrad» der Bildung geradezu auf: wer garantiert den Töchtern und Söhnen aus dem Lande *Pestalozzis,* dass in der EG das Halbwissen *de facto* dann eben *de jure* nicht als Vollwissen zertifiziert wird? Wir werden im europäischen Bildungsverbund für diese unsere Berufslehre als ausgeprägte strategische Stärke kämpfen müssen.

Das Kernproblem ist nicht die Rangelei um Verschiebung nationaler Vollmachten in den Mitgliedstaaten der EG und in ihrem Verhältnis zur EG, sondern die stets latente Gefährdung qualitativer Standards. Mangels eines stringenten Konzeptes arbeitet die EG gerne mit Berichten, Vorschlägen, Empfehlungen, initiiert Experimente, beschliesst Aktionsprogramme, Impulsprogramme, für die dann die Mittel zur Verfügung gestellt werden. Empfehlungen und Vorschläge gelten de jure als nicht verbindlich, und solches *«soft-law»* verletzt insofern nationales Recht nicht: gleichwohl wirkt es, zumal der europäische Gerichtshof die authentische Interpretation prompt besorgt. EG-Recht hat praktisch immer einen wirtschaftsrechtlichen Anlass, Weiterbildung primär eine sozialpolitische Funktion. So nutzen die Organe der EG die Weiterbildung in erster Linie als Präventions- und mehr noch als Kompensationsinstrument für Strukturdefizite des Wirtschaftssystems. Daher ist der Weiterbildung mit Recht eine «Joker-Funktion» zugesprochen worden. Im Klartext: angesichts der Arbeitslosigkeit im EG-Raum wird Weiterbildung als Anpassungsfortbildung instrumentalisiert, seltener jedoch als Aufstiegsfortbildung fruktifiziert. Weiterbildung darf in der Schweiz nicht zum Joker, nicht zum Edelreservisten verkommen; Weiterbildung gilt in der rohstoffarmen Schweiz für den einzelnen und die Gesellschaft als *conditio sine qua non* schlechthin.

Der reichhaltige Sammelband enthält eine hochwillkommene Auslegeordnung bildungspolitischer Brennpunkte. Im Unterschied zu rechtlichen Grundlagen fehlen in dieser zweifelsfrei zukunftsgerichteten Gesamtschau marktwirtschaftliche Ansätze einer Aufwand- und Ertragsrechnung der Weiterbil-

dung. Natürlich ist es schwierig, Weiterbildung messbar an Zahl und Gewinn auszuweisen. Doch Schwierigkeiten sind da, um sie zu erkennen und zu lösen. Ungeachtet aller monetärer Weiterbildungsinvestitionen muss Pestalozzis pädagogische Rechnung allemal gelöst werden: *«Alles Lernen ist nicht einen Heller wert, wenn Mut und Freude dabei verloren ginge.»*

Zu hoffen bleibt, dass das bildungspolitisch hervorragende Mosaik in einer weiteren Öffentlichkeit nicht bloss zur Kenntnis genommen wird, sondern den Wandel nachhaltig bereichert, ja ihn anregt und geradezu herausfordert. Wenn Hans Giger mit Blick auf den Bildungsgehalt unserer Gesellschaft argwöhnt, dass in der Gegenwart *«Brillanz ohne Substanz»* triumphiert, so bleibt in aller Bescheidenheit anzufügen, dass die 51 Autoren im Sammelband «Bildungspolitik im Umbruch» auf 1002 Seiten erfreulicherweise bildungspolitische *«Brillanz mit Substanz»* vorlegen.

Beat Schaller

[1] Hans Giger (Hrsg.): Bildungspolitik im Umbruch. Staatsmonopol in der Weiterbildung? Verlag «Neue Zürcher Zeitung». Zürich 1991.

Menschlichkeit für alle

Der Initiant und Hauptverfasser des Buches [1], *Hans Haug,* ist selber Mitglied des *IKRK,* und war lange Jahre Präsident des Schweizerischen Roten Kreuzes und Vizepräsident der Weltliga. Er kennt die Bewegung als Ganzes von innen und aussen – und will sie nunmehr einer breiten Öffentlichkeit näher bringen, zumindest aber verständlich machen. Zu diesem Zweck führt er in geschichtliche und völkerrechtliche Zusammenhänge ein, gewährt indes auch immer wieder Einblicke in die praktische Schutz- und Hilfstätigkeit.

Der Genfer Kaufmann *Henry Dunant* wurde 1859 Zeuge der Schlacht von Solferino, bei der Tausende von Soldaten vor allem deshalb starben, weil die militärischen Sanitätsdienste völlig versagten. In der Folge schlug Dunant vor, in allen Ländern Europas «Hilfsgesellschaften für Verwundete» zu bilden. Mit General *Dufour* und drei weiteren Gesinnungsgenossen gründete er 1863 jenes Genfer *«Comité international de secours aux militaires blessés»,* aus dem später das IKRK hervorgehen sollte. Im gleichen Jahr noch organisierte dieses Komitee eine grosse Konferenz, auf der die Internationale Bewegung des Roten Kreuzes ins Leben gerufen wurde. 1867 gab es bereits 16 nationale Gesellschaften, 1945 waren es deren 64, heute sind es rund 150; das Ziel der Universalität scheint also greifbar nahe.

Das umfangreichste Kapitel des Buches gilt der Beschreibung von Eigenart, Aufgabe und Tätigkeit der einzelnen Glieder der Bewegung. Das *IKRK* spielt seit je eine prominente Rolle im Zusammenhang mit der Weiterentwicklung des humanitären Völkerrechts. Es bietet seine Dienste nicht nur bei internationalen Konflikten, sondern auch bei inneren Auseinandersetzungen an. Im Falle bewaffneter Konflikte koordiniert

es die Hilfeleistungen der nationalen Rotkreuz- und Rothalbmondgesellschaften. Die *Liga* ihrerseits koordiniert die Hilfeleistungen in Friedenszeiten, etwa bei Naturkatastrophen oder im Rahmen von Entwicklungsprogrammen. Überdies fungiert sie als ständiges, zentrales Verbindungsorgan zwischen den *nationalen Gesellschaften.* Letztere sind vor Ort mit konkreten humanitären Aufgaben betraut – mit der Betreuung von Kriegsgefangenen beispielsweise, mit der Pflege von Verwundeten, mit der Nachrichtenübermittlung zwischen getrennten Familienmitgliedern. In Friedenszeiten richten sich die Anstrengungen auf die Beförderung von Gesundheit und öffentlicher Wohlfahrt im weitesten Sinn. Das Schweizerische Rote Kreuz tritt vorab durch einen gut ausgebauten Blutspendedienst in Erscheinung; das russische Gegenstück unterhält weit über 100000 Entzugsstationen im Kampf gegen den Alkoholismus. Um die bemerkenswerte Vielfalt, aber auch die Verschiedenheit von Tätigkeit und Organisation der nationalen Gesellschaften sichtbar zu machen, werden im Buch die Profile von nicht weniger als 16 derartigen Gesellschaften zusammengestellt – ein Querschnitt, der für die Gesamtheit repräsentativ sein dürfte.

Im Anschluss an die Darstellung dieser Vielfalt werden jene sieben statutarisch festgeschriebenen Grundsätze diskutiert, die den inneren Zusammenhalt des Ganzen gewährleisten. Nationale Gesellschaften können nur dann vom *IKRK* anerkannt werden, wenn sie sich auf diese Grundsätze verpflichten. Die *«principes fondamentaux»* bilden von daher das ideelle Rückgrat, wenn nicht das eigentliche Herzstück der Bewegung; sie umschreiben ihr Ziel und ihr Ethos, sie begründen mithin ihren tieferen Sinn.

Da ist etwa die Leitidee der *Menschlichkeit,* die der Bewegung ihr weites, ja unübersehbares Tätigkeitsfeld eröffnet. Menschliches Leiden soll verhütet oder doch gelindert werden, und zwar *«jederzeit und überall».* Im Rahmen konkreter Dienste gilt dabei das Prinzip der *Unparteilichkeit:* Hilfe soll nach Massgabe der Not geleistet werden, ohne Unterscheidung nach Nationalität, Rasse, Religion oder politischer Überzeugung. Es liegt auf der Hand, dass diese unbedingte, allseitige, fast schon paradoxe Hilfsbereitschaft gerade an die Mitarbeiter der nationalen Gesellschaften hohe Anforderungen stellt – vor allem dann, wenn das eigene Volk Konfliktpartei ist. Hohe Anforderungen stellt ein weiteres Gebot: Um sich das Vertrauen aller Seiten zu bewahren, folgt die Rotkreuz- und Rothalbmondbewegung dem Grundsatz der *Neutralität.* Sie enthält sich strikte der Teilnahme an Feindseligkeiten, sie mischt sich nicht in politische oder weltanschauliche Auseinandersetzungen ein. Gerade für das *IKRK* ist das Vertrauen der Regierungen die wohl wichtigste Voraussetzung seines Wirkens im Falle bewaffneter Konflikte. Die Glaubwürdigkeit dieser Institution verdankt sie nicht zuletzt ihrem spezifisch schweizerischen, eben *«dauernd neutralen»* Charakter.

Bemerkenswert ist schliesslich das Prinzip der *Freiwilligkeit.* Nicht nur die Zugehörigkeit zur Bewegung ist gemeint, sondern auch der Gedanke der Unentgeltlichkeit der geleisteten Arbeit. In den nationalen Gesellschaften sind Millionen von Mitarbeitern als Freiwillige in diesem Sinne tätig, auf der Basis des unentgeltlichen Bénévolat. Sie bilden die personelle Hauptmacht der Bewegung. Ohne das Element der Professionalität geht indessen auch beim Roten Kreuz nichts mehr; allein das

IKRK beschäftigt zur Zeit rund 1500 hauptamtliche Mitarbeiter – 650 am Sitz in Genf, 850 als Delegierte *«sur le terrain»* in aller Welt.

Dies ein paar wenige Facetten aus «Menschlichkeit für alle». Die letzten Kapitel des Buches runden das Bild auf elegante Art und Weise ab, indem sie die äusseren, genauer: die völkerrechtlichen, politischen und institutionellen Rahmenbedingungen der Rotkreuztätigkeit beleuchten. Um den heutigen Zustand des humanitären Völkerrechts geht es da, um die Möglichkeiten und Grenzen des Roten Kreuzes als *«Faktor des Friedens»*, um die Zusammenarbeit mit anderen Organisationen, schliesslich um das Verhältnis der Bewegung zu den Menschenrechten. Im Anhang finden sich unter anderem ein Verzeichnis der nationalen Gesellschaften und eine umfangreiche Bibliographie. All dies macht den Band zu einem eigentlichen Handbuch des Roten Kreuzes.

Dem sorgfältig geschriebenen und reich dokumentierten Werk ist jedenfalls eine grosse Verbreitung zu wünschen. Ähnlich denkt man offenbar auch anderswo: noch in diesem Jahr sollen eine englische und eine französische Fassung veröffentlicht werden.

Christoph Frei

[1] Hans Haug unter Mitwirkung von Hans-Peter Gasser, Françoise Perret und Jean-Pierre Robert-Tissot: Menschlichkeit für alle. Die Weltbewegung des Roten Kreuzes und des Roten Halbmonds. Institut Henry Dunant und Verlag Paul Haupt, Bern und Stuttgart 1991.

Kunst, Kritik und Marketing

Kunst ist nicht nur Objekt des Kulturlebens, sondern erlangt auch in wirtschaftlicher Hinsicht immer grössere Bedeutung. Vor allem die Massenmedien neigen in letzter Zeit dazu, die Aufmerksamkeit allzu einseitig auf die finanziellen Aspekte von Kunst und Kunstmarkt zu lenken. Der enge Zusammenhang von Kunst und Geld hat wohl auch zur Mitautorschaft eines Ökonomen mit einem Kunsthistoriker für das hier zu besprechende Buch mit dem vielsagenden Titel «DIE WA(H)RE KUNST» [1] geführt. *Holger Bonus,* Ordinarius für Volkswirtschaft an der Universität Münster, unternimmt es darin zusammen mit *Dieter Ronte,* dem Leiter des *Sprengel*-Museums in Hannover, auf angenehme und anregende Art wirtschaftliche und ideelle Aspekte von Kunst und Kultur durch eine von Zwängen unbeschwerte und realitätsnahe Analyse zu entmystifizieren.

Als Rahmen für ihre Untersuchungen und Erwägungen verwenden die Autoren die Figur und das Leben des fiktiven Künstlers *Schrotter.* Der Schicksals- und Lebensweg dieses erfolgreichen und zugleich vor allem in ökonomischen Belangen doch auch erfolglosen Künstlers leitet provokative Fragestellungen ein und dient der lebendigen Illustration verschiedenster Bereiche des Kunst- und Kulturlebens. Schrotter hat Erfolge als Künstler, weil er den von ihm umgestalteten Schrott von Autos *«von der Strasse ins Museum bringt».* Die von Schrotter getätigte Umgestaltung des

alltäglichen Gegenstandes «Automobil» erweitert den kulturellen Bestand der Gesellschaft um ein neues Element. Beachtet und möglicherweise von Erfolg gekrönt wird die vollbrachte Erweiterung aber erst dann, wenn sie dort präsentiert wird, wo sie in neuer Form zu Tage treten kann und damit auch von den meinungsbildenden Gremien aufgenommen wird.

Der Weg zu Beachtung und Erfolg, den Schrotter wie jeder andere Künstler hinter sich bringen muss, ist äusserst anspruchsvoll. Anders als in vergangenen Jahrhunderten ist die Ausrichtung des Schaffens an im voraus geäusserten Wünschen von Auftraggebern kaum mehr möglich. Jeder Künstler muss auf eigenes Risiko hin entscheiden, welchen künstlerischen Ausdruck er auf den Markt bringen will. Seine schwierigste Aufgabe im regelmässig langwierigen Durchsetzungsprozess ist es, die Ausdrücke seiner inneren Empfindung und seines privaten Bereiches so in die Öffentlichkeit zu bringen, dass sie von dieser als massgebend und anspruchsgerecht gewertet werden. Nur wenn dieses Ziel erreicht wird, erhalten Käufer und Sammler mit ihrer Investition in Kunst gleichzeitig den erstrebten persönlichen und sozialen «Mehrwert», welcher auch sie interessant macht. Investitionen in Kunst werden allzu oft nicht nur aus blosser Überzeugung ins Werk des Künstlers getätigt, sondern auch mit dem Ziel, einen persönlichen Prestigegewinn durch den Besitz besonderer Kunstwerke zu erlangen.

Der Weg in eine breitere Öffentlichkeit und vor allem auch ins Museum ist einem Künstler meist erst dann offen, wenn er von anderen Personen angebahnt wird. Das ökonomische Risiko der ästhetischen Grenzüberschreitung Schrotters trägt als erster sein Galerist. Dieser muss vorerst nur ausgewählte Personen ins Werk des von ihm auserwählten Künstlers einweihen, damit das von ihm eingegangene ökonomische Risiko nicht Verluste zur Folge hat. Wenn er diesen beschränkten Personenkreis von der Ausdruckskraft des Künstlers überzeugt hat, kann er auch werbend vor eine breitere Öffentlichkeit treten und den Künstler allgemein präsentieren. Eine erste Grundlage kann für den Künstler vor allem dann geschaffen werden, wenn seine Werke nicht nur aus Überzeugung in deren künstlerischen Gehalt, sondern auch aufgrund des Vertrauens in den Galeristen erworben werden. Solches Vertrauen motiviert einen Interessenten dann zum Kauf, wenn diesem Werk und Idee des Künstlers nicht genügend bekannt oder zugänglich sind. Der gute und erfolgreiche Galerist bahnt daher auch eine affektive Bindung des Sammlers zum Künstler an. Späteren Generationen fehlt eine solche Bindung an die Person eines Künstlers, und Kunst kann daher auch erst postum, allein aufgrund ihrer selbst beurteilt werden. Daher ist die Motivation des Sammlers von Werken lebender Künstler auch oft eine andere als diejenige des Sammlers von Werken verstorbener Künstler.

Während der erste Schritt der Marktbearbeitung und -vorbereitung für Schrotter und dessen Kunst durch den tatkräftigen Galeristen allein vollzogen werden konnte, ist er für den weiteren Aufbau des Künstlers auf Unterstützung von weiteren Personen und Institutionen angewiesen. Nur wenn sich Kritiker für das Werk Schrotters interessieren und andere Galerien und auch Museen bereit sind, diesen Künstler in ihren Programmen zu berücksichtigen, kann dessen Kunst der interessierten Allgemeinheit zugänglich gemacht werden. Je

mehr «Insider der Kunstwelt» sich für einen Künstler einsetzen, desto eher kann dieser mit der Anerkennung durch ein weiteres Publikum rechnen, dem die moderne Kunst häufig fremd ist. Die Beurteilung von moderner Kunst bringt für den Aussenseiter oft viele Unsicherheiten mit sich, und er kann möglicherweise nicht einmal entscheiden, ob er Präsentiertes als Kunst anerkennen will oder kann. Je weniger die Allgemeinheit Kunst direkt erfassen und verstehen kann, desto grössere Bedeutung erlangen die Kunstvermittler und Kunstkritiker. Kunsttourismus, Monsterausstellungen und Katalogflut erscheinen als direkte Folge des gesteigerten Kunstbedürfnisses eines Publikums, das den Urteilen anderer folgen und vertrauen will.

Hat ein Künstler schliesslich genügend Bekanntheit erreicht, bildet sich auch ein Markt für seine Werke. Die Autoren des hier besprochenen Buches stellen interessante Überlegungen darüber an, wie komplex und fragil der Markt eines Künstlers ist. Einmal muss das Werk des Künstlers einen solchen Umfang aufweisen, dass es in einer bestimmten Region oder sogar weltweit genügend vertreten ist. Nur wenn eine gewisse Anzahl von Werken verfügbar ist und auch präsentiert wird, wird das Schaffen eines Künstlers auch als genügend interessant betrachtet, um bearbeitet und untersucht zu werden. Andererseits darf aber das Werk die für jeden Künstler individuell gegebene kritische Grösse keinesfalls überschreiten; die Gesetze von Angebot und Nachfrage sind auch im Kunstmarkt unerbittlich. Stabil, berechenbar und sicher wird der Markt für einen Künstler vor allem dann, wenn Museen einen Teil seines Werkes absorbieren. Mindestens in Europa besteht auch heute noch einige Sicherheit, dass von Museen erworbene Werke nicht mehr auf den Markt gelangen werden.

Die Autoren haben ihre Themenwahl nicht allein aufgrund des beispielhaften Schicksals und Lebensweges des Künstlers Schrotter getroffen. Sie stellen darüber hinaus weitere Betrachtungen zu den Eigenheiten von Kunst- und Kulturmarkt an. Vor allem die Ausführungen zur Preisbildung und deren Mechanismen auf dem Kulturmarkt zeigen in bemerkenswerter Weise die weitgehende Vergleichbarkeit mit anderen Märkten auf. Daneben sind aber auch spezifische Besonderheiten der Kulturmärkte zu erwähnen. Auffallend ist vor allem das häufige Abweichen der Marktpreise von den Schattenpreisen. Im Kunstmarkt folgt die Preisbildung für Werke lebender Künstler nicht den gleichen Regeln wie diejenige für Werke verstorbener Künstler. Der Preis für Werke verstorbener Künstler ist in immer stärkerem Masse von der Sicherheit der Zuschreibung abhängig. Da die Authentizität von Werken nur selten abschliessend festgestellt werden kann, erhalten Expertenmeinungen und Gutachten immer grösseres und allenfalls auch allzu grosses Gewicht. Daher werden auch Werke geringer geschätzt, wenn ihre Zuschreibungen bezweifelt oder geändert werden. Ein Werk, welches selbst keine Veränderung erfahren hat, kann seinen Wert verlieren, weil seine Autorschaft bezweifelt wird und es damit seiner Aura verlustig geht. Die Kunstwelt will der Vergangenheit ihren heutigen Echtheitsbegriff um jeden Preis aufzwingen, ohne dabei etwa in Betracht zu ziehen, dass historisch auch Atelierwerke üblich und anerkannt waren und dass der Person des Schaffenden weit weniger Bedeutung zugemessen wurde.

Das Zusammenspiel von ökonomischer und kunsthistorischer Betrach-

tungsweise eröffnet dem Leser in diesem Buch neue Aspekte der Kunst, ihrer (Be-)Wertung und der Organisation ihrer Märkte. Erfreulich ist, dass die Autoren übergreifende und weite Zusammenhänge aufzeigen. Damit füllen sie eine Lücke. Es sind heute profunde ökonomische Analysen des Kunstmarktes verfügbar, und Preisentwicklung und Preisgestaltung werden scharf beobachtet und gewertet. Der künstlerische Gehalt von Werken wird von Kritikern, Journalisten und Kunstinteressierten in seiner Bedeutung ausgiebig gewertet, befragt und analysiert. Wenige Ökonomen wagten es aber bis heute, auch künstlerische Aspekte in ihre Betrachtungen miteinzubeziehen. Für den Kunsthistoriker seinerseits ist meist alles, was mit Geld zu tun hat, suspekt und der Kunst nicht würdig. Selbst wenn die Zusammenarbeit von Dieter Ronte und Holger Bonus nicht ganz konsequent durchgeführt wurde und die Feder des Ökonomen häufig von derjenigen des Kunsthistorikers unterschieden werden kann, ist das Buch eine Bereicherung für jeden Leser, der sich für die Zusammenhänge von Kunst und Geld interessiert. Einen kleinen Abstrich erfährt die grundsätzlich positive Bewertung bloss dadurch, dass die ökonomischen Ausführungen streckenweise für den Nicht-Ökonomen allzu theorielastig erscheinen.

Mark A. Reutter

[1] Holger Bonus / Dieter Ronte: DIE WA(H)RE KUNST. Markt, Kultur und Illusion. Verlag Dr. Dietmar Straube, Erlangen–Bonn–Wien 1991.

Hinweise

Ein Umwelt-Bastelbuch für Kinder

Der Hinweis steht vielleicht hier in ungewohnter Umgebung. Aber das Buch, das der *Christophorus-Verlag, Freiburg im Breisgau,* in Zusammenarbeit mit *Öko-Test* gestaltet hat, ist nicht nur von der Idee her, von den verlockenden Bastelvorschlägen und ihrer leicht verständlichen Erklärung her empfehlenswert, sondern vor allem wegen seiner buchkünstlerischen Gestaltung, die preiswürdig genannt werden darf. Verschiedene Autoren haben an dem Werk mitgewirkt; *Elke Fox* wird als «Teilredaktorin» genannt. Eine Fülle von Bastelideen sind da, nach ihrer Eignung für Frühling, Sommer, Herbst und Winter, zusammengestellt und mit leuchtendfarbigen Figuren vorgezeigt. Verkleiden, Verwandeln, Clownfest, Ostereier und anderer Osterschmuck sowie Geschenkideen zum Muttertag werden abgelöst von Bastelideen fürs Sommerfest, für Geburtstagsparties. Der Herbst ist die Zeit der Drachen und Papierflieger, und für Spiel und Spass in kalten Wintertagen hält das Bastelbuch ebenfalls originelle und verlockende Vorschläge bereit. *Ursula Ritter* und *Andrea Seifert,* zwei Kindergartenleiterinnen, führen in einem didaktisch geschickt aufgebauten Einleitungsteil in den pädagogischen Wert spielerisch-kreativer Tätigkeit ein und erklären die Symbole, die bei jedem im Buch enthaltenen Bastelvorschlag

darüber auf einen Blick Auskunft geben, ob besonders der Tastsinn, das Farbgefühl, der Sinn für Formen und Proportionen, das Rollenspiel oder das soziale Verhalten gefördert werde, zumeist natürlich mindestens zwei dieser Fähigkeiten. Das besondere pädagogische Anliegen des schönen Buches ist indessen die Anleitung zum umweltbewussten Basteln, weshalb der Einleitung ein *Kleines Umweltlexikon* folgt: Angaben über Blei- und Farbstifte, über Filzstifte, Fingerfarben, Plakat- und Deckfarben, über Klebstoffe und Kunststoffe, und dass man beim Einkauf von Papier auf den aufgedruckten «blauen Umweltengel» achten soll, werden da ebenso unaufdringlich dargelegt, wie dem Benützer die Hilfsmittel und Werkzeuge, die er braucht, mit knappen Angaben über ihre wünschbare Beschaffenheit erklärt werden.

Alexander von Humboldts Reisebericht

Alexander von Humboldt war noch nicht dreissig Jahre alt, als er von «La Coruña» aus zu seiner «Reise in die Äquinoktial-Gegenden des Neuen Kontinents» aufbrach. Er trat diese Forschungsreise auf eigene Rechnung an, stand nicht im Auftrag einer Regierung, sondern folgte ausschliesslich, begleitet von seinem Gefährten Aimé Bonpland, seinem Wissensdurst. Er war hervorragend vorbereitet, hatte vor allem naturwissenschaftliche Studien betrieben und sich mit den neusten Instrumenten ausgestattet. Sechs Jahre hatte seine gewissenhafte Vorbereitung gedauert, fünf Jahre sodann die Reise selbst. Die Jahrzehnte, die darauf folgten, nutzte von Humboldt zur Aufarbeitung seiner Forschungsergebnisse. Von 1805 bis 1834 erschien in steter Folge das über dreissig Bände umfassende Werk *«Voyage aux Régions équinoxiales du Nouveau Continent»*, wofür er den Rest seines Vermögens opferte. Das Kernstück dieses riesigen Reisewerks ist die *«Relation historique»*, die jetzt in einer neuen Ausgabe in deutscher Sprache, herausgegeben mit Anmerkungen und einem Nachwort versehen von *Ottmar Ette*, und mit zahlreichen zeitgenössischen Abbildungen in zwei Bänden vorliegt. Über 1600 Seiten (mit Anmerkungen, Nachwort und Register) umfasst die Dünndruckausgabe. Mit Alexander von Humboldt lesend zu reisen, ist unterhaltsam und lehrreich. Es beschämt den Zeitgenossen der Flugreisen und Kreuzfahrten und macht ihm bewusst, wieviel er versäumt, weil er sich nicht Zeit nimmt und in seinen Kosmos einzuordnen versucht, was er sieht. Alexander von Humboldt hat es getan, und indem er davon erzählt, lässt er uns zweihundert Jahre nach seinen Fahrten in den amerikanischen Gebieten daran teilhaben *(Insel Verlag, Frankfurt a. M. und Leipzig 1991)*.

Griechische Denker, die die Welt veränderten

Das Buch von *Harro Heuser* mit dem Titel *«Als die Götter lachen lernten»* stellt den glücklichen Versuch dar, Homer, Thales von Milet, Pythagoras, Heraklit und Demokrit von Abdera, ehrwürdige Vertreter griechischer Philosophie und Wissenschaft, so lebendig und gewissermassen hautnah vorzustellen, dass wir ihrer Aktualität gewahr werden. Hippokrates, zum Beispiel, scheint gewusst zu haben, was die Medizin unserer Tage allmählich erst wieder einzusehen beginnt: dass die gesamte physische, psychische und soziale Umwelt des

Patienten zu studieren sei. Er schreibt seinen Schülern Umweltstudien vor, die dem Besuch am Krankenbett vorauszugehen haben, und auch am Patienten selbst sollen sie nicht auf ein oder zwei Symptome starren, sondern alles einbeziehen und versuchen, ganzheitlich vorzugehen. Das ausführliche Gespräch steht im Zentrum der Behandlungsmethode. Harro Heuser hat Mathematik, Physik und Philosophie studiert und war seit 1968 ordentlicher Professor für Mathematik in Karlsruhe *(R. Piper Verlag, München 1992).*

Gespräche mit Hiob

Ulrich Kägi, einst ein politischer Feuerkopf, Journalist und Redaktor zuerst beim *«Vorwärts»*, später beim *«Volksrecht»* und schliesslich bei der *«Weltwoche»*, hat sich vom radikalen Linken nach dem Einmarsch der Sowjettruppen in Ungarn 1956 in seinen politischen Überzeugungen ebenso radikal gewandelt. Als er, mit 62 Jahren, einen Schlaganfall erlitt und sich nur sehr langsam davon erholte, fasste er den Entschluss, seine Erfahrungen der Hilflosigkeit, des mühsamen Zurückfindens ins Sprachvermögen und des Wiederanknüpfens verlorener Kontakte aufzuzeichnen. Das Resultat ist die Broschüre *«Am Ende – Am Anfang. Gespräche mit Hiob.»* Man weiss nicht, was man mehr bewundern soll, den eisernen Durchhaltewillen des Mannes im Rollstuhl, der ihm hilft, seine Behinderung zu überwinden, oder die erstaunliche Kraft, die ihn trotz dieser Behinderung am Weltgeschehen teilnehmen lässt. Er möchte eingreifen, sein journalistisches Temperament veranlasst ihn, Pläne zu schmieden, durchs Wort einzugreifen in die Welt, die sich so unerwartet verändert. Aber nicht die politischen Aussagen des Mannes, der einst in Prag als Leiter der Freien Jugend der Schweiz am kommunistischen Weltjugendtreffen teilnahm und dabei den Führer den FDJ Erich Honecker kennenlernte, sondern das sehr persönliche Dokument eines Patienten, der nicht aufgibt, macht die kleine Schrift wertvoll. Sie ist geeignet, Schicksalsgefährten Hoffnung zu geben *(Rothenhäusler Verlag, Stäfa).*

Erratische Blöcke

Der 1949 geborene Photograph *Nicolas Faure* zeigt in einem Photoband «Findlinge». Dabei versucht er den Begriff des «Erratischen Blocks» wörtlich zu nehmen und zu zeigen, in welches Umfeld sich seine Objekte «verirrt» haben bzw. welche Verirrungen das heutige Umfeld der Steine prägen. Es geht ihm nicht um eine photographisch-ästhetische Dokumentation, sondern um das Aufzeigen der Dialektik zwischen dem verirrten Findling und der Verfremdung seiner Umgebung. *Thomas Hürlimann* weist in seinem Vorwort auf das Anliegen des Photographen hin. Das Buch über Findlinge ist gleichzeitig ein Buch über die Schweiz von heute. *«Faure benutzt unser Land, seine Seen, Himmel und Gärten, um uns die Findlinge aufs Auge zu drücken. Bild für Bild, und so, indem er das ganze Land gleichzeitig zeigt und im Rahmen verschwinden lässt, macht er den Stein wiederum zu dem, was er war, was er sein soll: er macht ihn zum Anstoss, zur Frage.»*

(Nicolas Faure: Switzerland On the Rocks, Vorwort von Thomas Hürlimann, Der Alltag / Scalo, Museum für Gestaltung, Zürich 1992.)